

# Migrationsgesellschaft<sup>1</sup>

Paul Mecheril

## 1. Die Herstellung des MigrantIn

Bewegungen von Menschen über relevante Grenzen hat es zu allen historischen Zeiten und fast überall gegeben. Migration ist eine universelle Praxis, eine allgemeine menschliche Handlungsform. Allerdings haben sich Art und Ausmaß der Wanderungsbewegungen wie auch die Ordnungen, die Grenzen hervorbringen und damit die Grenzen selbst, im Laufe der Zeit grundlegend gewandelt.

Migration war immer ein bedeutender Motor gesellschaftlicher Veränderung und Modernisierung. MigrantInnen können in dieser Perspektive als AkteurInnen gesehen werden, die neues Wissen, Erfahrungen, Sprachen und Perspektiven in unterschiedliche soziale Zusammenhänge einbringen und diese mit gestalten. In Europa hält sich jedoch hartnäckig eine Negativ- und Defizitperspektive, die Migration vor allem in Verbindung mit Armut und Kriminalität, als störend, bedrohend und fremd thematisiert. Die diskursiven und kulturellen Konsequenzen der vornehmlich auf Abwehr und Kontrolle abzielenden Politik des 20. Jahrhunderts sind Bestandteil auch heute noch bedeutsamer kultureller Praxen, in denen „AusländerInnen“, „MigrantInnen“ und „Menschen mit Migrationshintergrund“ als Fremde und „eigentlich nicht Zugehörige“ konstruiert und behandelt werden.

Die mit Migration einhergehenden Wandlungsprozesse berühren nicht allein spezifische gesellschaftliche Bereiche, sondern vielmehr Strukturen und Prozesse der Gesellschaft im Ganzen. Hierbei werden die mit spezifischen Formen von Homogenität rechnenden gesellschaftlichen Institutionen der wohlfahrtsstaatlichen Sicherungssysteme, des Bildungs- und Gesundheitswesens wie auch die Institutionen des Rechtssystems durch Migration vor Herausforderungen gestellt, mit denen eine Gesellschaft, die sich traditionell als Gesellschaft einer Mehrheit versteht, nicht selbstverständlich umgeht.

---

<sup>1</sup> Der folgende Text geht auf Abschnitte des zweiten Kapitels aus dem Buch Migrationspädagogik (Mecheril u.a. 2010) zurück.

Migration, so kann mittlerweile als Konsens gelten, ist unvermeidbar. Nicht selten heißt es sogar, dass aus demografischen und ökonomischen Gründen Migration notwendig sei. Die neue migrationspolitische Rationalität kennt hierbei im Wesentlichen zwei überlappende Schlüsselargumente zur Legitimation der Notwendigkeit geregelter Immigration. Das wandernde und wanderungsfähige „Humankapital“ ist zu einem der begehrtesten Ressourcen im globalen Wettstreit um die Sicherung des nationalen Wohlstandes und der nationalen Konkurrenzfähigkeit geworden (zur Kritik des Humankapitalansatzes in der Migrationsforschung: vgl. Flam 2007).

„Gesteuerte Zuwanderung qualifizierter Arbeitskräfte“ ist die Formel, in der das Bewusstsein um das Erfordernis gezielter und kontrollierter Migration zum Ausdruck kommt. Dieses Erfordernis gilt umso mehr, als hochentwickelte Gesellschaften die technologische Entwicklung ihrer selbst oft mit einem Schwund ihrer selbst bezahlen. „[I]m Jahr 2050 [wird] voraussichtlich ein Drittel der heute 490 Millionen Bürgerinnen und Bürger der Europäischen Union über 65 Jahre alt sein. Damit ist für die meisten europäischen Staaten ein Mangel an erwerbsfähiger Bevölkerung vorhersagbar. Einige Mitgliedstaaten wie Deutschland, Italien und Ungarn sehen sich schon heute einem Rückgang der Anzahl von Menschen in erwerbsfähigem Alter gegenüber. Mit diesem Rückgang einhergeht, dass zumindest sektoral und regional nicht mehr genügend Arbeitskräfte zur Verfügung stehen werden, um den Bedarf zu decken. Negativ beeinflusst durch diesen demografischen Wandel werden die Nachfrage nach Waren und Dienstleistungen, und letztlich auch die internationale Wettbewerbsfähigkeit von Unternehmen sowie das Wirtschaftswachstum. Migration kann diese Bevölkerungsentwicklung dabei nicht vollständig ausgleichen, jedoch zumindest ihre negativen Folgen vorerst abschwächen“ (Bendel/Haase 2008).

Die Logik der neuen demografisch und wirtschaftlich ausgleichenden Migrationspolitik ist hierbei im Kern ökonomistisch: „Nutzung von Arbeitskraft“, „Erhalt und Ausbau der Wettbewerbsfähigkeit“, „Gewinnung Hochqualifizierter“, „Innovationskraft der Wirtschaft“, „Sicherung des Wohlstandes“ sind zentrale Vokabeln. Die Abkehr von der Weigerung, die Migrationstatsache anzuerkennen, war zwar überfällig; zugleich muss aber darauf hingewiesen werden, dass mit einer Politik, die versucht, Migration vorrangig durch die instrumentelle Bedeutung der MigrantInnen und ihre Verwertbarkeit zu begründen, viele Probleme verbunden sind. Beispielsweise wird dadurch in der Konsequenz zwischen „guten“ und „schlechten“ MigrantInnen unterschieden. „Gute“ sind solche, die einen Beitrag zur Sicherung „unseres“ Wohlstandes leisten, „schlechte“ solche, die „unsere“ Ressourcen verbrauchen. Die Instrumentalisierung von MigrantInnen

unter einer ökonomischen Verwertungsperspektive bewirkt, dass sie ihre Anwesenheit durch gesellschaftliche Erträge legitimieren müssen. Der Umgang mit MigrantInnen spiegelt hierbei eine allgemeine für den gegenwärtigen ökonomistischen Gesellschaftstyp kennzeichnende Form des Zugriffs auf Subjekte wider (z.B. Freytag 2008).

Bei jeder natio-ethno-kulturellen Grenzüberquerung werden – nur scheinbar paradoxerweise – Grenzen gleichzeitig irritiert und stabilisiert. Und wie auch immer die Überschreitung wahrgenommen und empfunden wird, sie hinterlässt Spuren im Subjekt. Jede faktische Grenzüberschreitung ist dabei ritualisiert und formalisiert.

Es werden beispielsweise Papiere und ein bestimmtes Verhalten erwartet und sobald die Seite gewechselt ist, ist man nicht mehr derjenige, der man vorher war. Aus einer „Inländerin“ wird beispielsweise eine „Ausländerin“, die weniger eine Identitätsfigur darstellt, als vielmehr eine prekäre soziale Position anzeigt. „Die „Ausländerin“ ist die Fremde und damit diese möglichst fremd bleibt, werden die „symbolischen Grenzen“ zwischen „Ihr“ und „Wir“ immer wieder neu gezogen und bestätigt“ (Rommelspacher 2002, S. 50). Die Grenzziehung geschieht dabei über „Identifikationsrituale, bei denen die Anderen als Fremde identifiziert werden“ (ebd.). Grenzen werden immer dann vom Subjekt bemerkt, wenn sie entweder überschritten oder neu gesetzt werden. Wenn etwa Staatsgrenzen passiert werden, wird schnell sichtbar, wer im Besitz welchen Passes ist und von den damit einhergehenden Privilegien profitieren kann und wer nicht. An fast allen Grenzen werden die Ankommenden in Unverdächtige und Verdächtige sortiert und erfahren die unterschiedliche Behandlung, die Menschen zuteil wird, die willkommen sind oder verdächtig.

Die Auseinandersetzungen um symbolische Grenzen natio-ethno-kultureller Zugehörigkeit können als diskursive Prozesse verstanden werden. Zugehörigkeitsdiskurse sind produktiv und machtvoll.

Individuelle Zugehörigkeit ist immer von Strukturen abhängig, die der und dem Einzelnen vorgegeben sind. Zugehörigkeit ist weitgehend keine „autonome“ Entscheidung. Sie konkretisiert sich vielmehr in Rahmen, die durch überindividuelle Zugehörigkeitswirklichkeiten strukturiert sind. Eine zentrale Dimension solcher Vorgaben sind politische, gesellschaftliche und intersubjektive wissensbegründete Vorstellungen etwa darüber, was Zugehörigkeit ist, wer zugehörig sein darf, welche Rechte und Pflichten mit Zugehörigkeit einhergehen, wie Loyalitätsbrüche sanktioniert werden oder in welcher Weise über Zugehörigkeitsansprüche verhandelt und entschieden wird.

Auch wenn Migration, wie Annette Treibel schreibt (1999, S. 226), „Normalität in den Lebensläufen heutiger Menschen“ darstellt, ist der Diskurs über Migration ein Feld, in dem die Differenz zwischen Normalität (der natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit) und Abweichung wiederholt und auch außer Kraft gesetzt wird. Normalität ist die Beschreibung von etwas als etwas, das erwartet werden darf. Zugleich enthalten Normalitätsaussagen auch Normen und Bewertungsmaßstäbe. Normalität ist immer auch etwas, das eintreten soll. Normalität ist Beschreibung und Vorschrift einer Ordnung. Dass es MigrantInnen „gibt“, ist in einer Einwanderungsgesellschaft einerseits „normal“. Es entspricht gewöhnlichen Erwartungen. Andererseits gilt der Migrant als der Andere, der Nicht-Normale, der Fremde, derjenige, der von einem imaginären Normaltyp abweicht.

Wer allerdings „ein Migrant“ ist, ist nicht von vornherein festgelegt, sondern muss als Ergebnis kontextspezifischer, lokaler Praxen verstanden werden. In einem Jugendzentrum beispielsweise kann die Frage, wer ein „Migrant“ ist, in vielen Situationen mehr oder weniger irrelevant sein, bis schließlich zu dem Punkt, an dem ein/e Akteur/in – sei dies nun eine Pädagogin oder ein Jugendlicher – das Thema der ethnisch-kulturellen Zugehörigkeit einbringt. Das heißt: Migrant/in-Sein muss als kontextspezifische Relevantsetzung des Schemas verstanden werden, das flexibel und unterschiedlich, eben kontextspezifisch, zwischen „Migrant/in“ und „Nicht-Migrant/in“ unterscheidet.

Zugleich können wir die Konstruktion des Unterschieds zwischen „Migrant/in“ und „Nicht-Migrant/in“ nicht allein als situierte Praxis der Unterscheidung verstehen. Denn die Unterscheidung kann nur deshalb in einer Regelmäßigkeit zum Einsatz kommen, weil das Schema, das zwischen MigrantInnen und Nicht-MigrantInnen unterscheidet, zu den grundlegenden gesellschaftlichen Schemata gehört, die Ordnung schaffen. Aus diesem Grunde ist das Schema auf allen gesellschaftlichen Ebenen bedeutsam. Wer als „Migrant/in“ gilt, ist nicht allein Ergebnis kontextspezifischer, lokaler Praxen, sondern zugleich von übergeordneten allgemeinen Diskursiven bestimmt. Der Unterschied zwischen „Migrant/in“ und „Nicht-Migrant/in“ stellt gewissermaßen eine allgemein verfügbare Ressource dar, die von Individuen, aber auch von Institutionen genutzt werden kann und zwar in einer Weise, die, weil sie kommunikativ und imaginativ anschlussfähig ist, ein hohes Maß an Plausibilität besitzt.

Die gesetzlichen Bestimmungen, in denen festgelegt ist, wer legitime Ansprüche darauf geltend machen kann, Mitglied des Staates zu sein, formieren bedeutsame, aber nicht die einzig bedeutsamen Hinsichten, unter denen festgestellt wird, wer selbstverständ-

lich und wer nicht selbstverständlich zugehörig ist. Die Frage, wer zugehörig ist, wird in Zugehörigkeitsdiskursen beantwortet. Neben juristischen Texten sind Festlegungen und Gewohnheiten bedeutsam, die in den alltäglichen Handlungs- und Aufenthaltsräumen anzutreffen sind. Die Frage, wer „Liechtensteiner/in“ ist, wer legitim dazu gehört und wessen Zugehörigkeit befragt wird, wird in den Lebenswelten beantwortet. Neben formellen sind also auch informelle, alltagsweltliche „Regelungen“ bedeutsam, die zu der Selbstverständlichkeit der Unterscheidung zwischen „Fremden“ und „Nicht-Fremden“, Migrationsanderen und Nicht-Migrationsanderen beitragen. Und hier spielt der Pass im Zweifelsfall eine untergeordnete, und beispielsweise das Aussehen, der Klang des Namens und der Habitus eine dominante Rolle.

Ob jemand als Migrant/in angesehen und bezeichnet wird, ist also von unterschiedlichen Bedingungen auf formeller und informeller Ebene abhängig. Insbesondere auf letzterer sind Imaginationen, Mythen und auch Rassismen wirksam, welche die Zugehörigkeit des und der Einzelnen ermöglichen oder verhindern.

Allerdings gibt es gegen die Festlegungen auch Formen manifester Widerstände, die ebenso gesellschaftlichen Wandel und Veränderungen in den Wahrnehmungsstrukturen provozieren. Bereits die erste sogenannte „Gastarbeitergeneration“ entwickelte trotz der Widrigkeiten ihrer Lebensumstände soziale Utopien und politische Widerstandsstrategien. So beteiligten sie sich und/oder initiierten Kämpfe für Lohngleichheit, mehr soziale Gerechtigkeit, mehr Kindergartenplätze (vgl. Motte/Ohliger 2004, S. 237ff.). Ebenso entstanden nach und nach Jugendorganisationen von MigrantInnen, die sich gegen Zuschreibungen, Stigmatisierungen und Diskriminierungen zur Wehr setzten. Zugehörigkeit ist ein umkämpftes Gebiet und jene, deren Zugehörigkeit infrage gestellt wird, haben schon immer für ihre Zugehörigkeit(en) gekämpft, indem sie sich Regelungen widersetzt und/oder indem sie die symbolischen und faktischen Grenzen verschoben haben. Sogenannte Minderheiten nehmen aktiven Einfluss auf die Diskurse, die sie subjektivieren und im Kampf um Zugehörigkeit werden neue Subjektivierungsformen geschaffen, aber auch Räume, in denen das „Anderssein“ gelebt werden kann. So haben MigrantInnen-Selbstorganisationen in einer Einwanderungsgesellschaft eine besondere Bedeutung, weil sie unter anderem die Möglichkeiten bieten, über Selbstbezeichnung und auch Selbstwahrnehmung nachzudenken und an öffentlichen Auseinandersetzungen teilzunehmen (vgl. Castro Varela 2007, S. 90ff.).

## 2. Migrationswissenschaftliche Perspektiven

Zwar kann unter Migration letztlich jede „Ortsveränderung von Personen“ (Hoffmann-Nowotny 1973, S. 107) verstanden werden, die formelle und informelle Erzeugung der Migranten/in, so wie wir ihn gegenwärtig kennen, ist jedoch an die nationalstaatliche Ordnung gebunden. Ohne diese Bedeutung der geschichtlich gesehen relativ jungen, seit dem 19. Jahrhundert bedeutsam werdenden nationalstaatlichen Grenzen (vgl. etwa Anderson 1998) wäre die gegenwärtige Bedeutung der Migration nicht zu verstehen.

Insgesamt unterscheiden sich Definitionen von Migration im Wesentlichen darin, dass die Differenz zwischen Ankunfts- und Zielregion, die notwendig ist, um von Migration zu sprechen, unterschiedlich bestimmt wird. Migration kann unterschieden werden im Hinblick auf räumliche Gesichtspunkte (intra- oder international), zeitliche Aspekte (temporär oder dauerhaft) und weiterhin bezogen auf die Wanderungsentscheidung (mehr oder weniger freiwillig oder erzwungen). Auch die Frage, ob es sich um Individual-, Gruppen- oder Massenwanderungen handelt (Treibel 1999, S. 19f.), ist ein in der Literatur häufig angeführtes Unterscheidungsmerkmal.

Diese wenigen Hinweise machen bereits deutlich, dass mit dem Wort Migration sehr unterschiedliche Phänomene bezeichnet werden. „Einwanderung ist ein Prozeß, der aus dem Willen und dem Handeln von Menschen mit weit vielfältigeren Identitäten und Lebensentwürfen entsteht, als die den politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zwecken der Zielländer dienende Kategorie ‚Immigrant‘ fassen kann.“ (Sassen 1996, S. 153)

### Kritik des methodologischen Nationalismus

Der Aufstieg der wissenschaftlichen Disziplin, die mit der Analyse der Gesellschaft beschäftigt ist, der Soziologie, fällt „mit dem Aufstieg des Nationalstaates, des Systems internationaler Politik und des Nationalismus zusammen“ (Beck 2005). Dies ist ein historischer Zusammenhang, aus dem sich die „Axiomatik des ‚methodologischen Nationalismus‘, nach der Nation, Staat, Gesellschaft die ‚natürlichen‘ sozialen und politischen Formen der modernen Welt sind“, ergibt (ebd.). Folgerichtig werden zentrale Kategorien der sozialwissenschaftlichen und pädagogischen Forschung

mit dem Nationalstaat als quasi unausweichliche Bezugsgröße verbunden. Gesellschaft wird im Grunde im Sinne des nationalstaatlichen Containermodells gelesen. Der methodologische Nationalismus verhindert nicht nur, dass „Gesellschaft“ anders als im Format „Nationalstaat“ untersucht wird, er erschwert auch die Analyse gewaltförmiger Grenzsetzungen, die mit der imaginären Praxis der Nation einhergehen.

Hier ist nicht der Ort, eine umfassende Rekonstruktion der mit Migration verbundenen Phänomene und der auf diese bezogenen theoretischen und politischen Ansätze vorzunehmen. Um aber einen Einblick in wichtige Unterscheidungen zu geben, sollen hier vereinfachend einige migrationswissenschaftliche Perspektiven auf Migrationsverläufe und -phänomene erläutert werden. Es geht hierbei darum, Grundzüge prominenter Ansätze und Perspektiven so zu erläutern, dass jene migrationswissenschaftlichen Referenzen erkennbar werden, die für den pädagogischen Diskurs über „Migration“ bedeutsam sind. Die Reflexion auf die impliziten oder expliziten migrationswissenschaftlichen Vor- und Einstellungen ist deshalb wichtig, weil aus diesen unterschiedlichen Konzepten und Blickwinkeln unterschiedliche Aufgaben erwachsen, die als bedeutend für pädagogisches Handeln unter migrationsbedingter Pluralität angesehen werden.

*Drei migrationswissenschaftliche Perspektiven*

	„Immigration“	„Multikulturelle Gesellschaft“	„Transmigration“
Phänomenale Ebene	Aus- und Einwanderung	kulturell-ethnische Minderheiten	Pendelmigration, Mehrfachzugehörigkeit
Explanative Ebene	Stufen der Eingliederung	Kulturelle Identität	transnationale Räume, hybride Identität
Normative Ebene	Assimilation	Anerkennung von Differenz	Anerkennung des Mehrwertigen

## 2.1 „Immigration“

Der Prozess der Immigration beginnt mit der Emigration, die auf unterschiedlichen Ebenen mit einschneidenden Veränderungen verbunden ist. Zunächst einmal können Veränderungen die ImmigrantInnen selbst, ihre Orientierungen, Verhaltensweisen und sozialen Kontexte betreffen (vgl. Treibel 1999, S. 13). Aber auch die Gruppen, der die Immigrantin vor der Emigration zugehörte, der sie sich aktuell zugehörig fühlt oder auf die sie bei der Ankunft stößt, sind durch Emigration mit Veränderungen konfrontiert. Ursula Apitzsch spricht in diesem Zusammenhang von „Traditionsbildung“ und macht darauf aufmerksam, dass „Tradition offenbar sehr viel mehr mit ‚Invention‘ zu tun hat, als mit ‚Altem‘ und ‚Hergebrachtem“ (Apitzsch 1999, S. 11). Gemeinschaften konstituieren sich in der Migration neu und geben sich dafür Regeln, die vor allem die Aufgabe übernehmen, die Abgrenzung von der Mehrheit nun selber zu steuern – d.h. Handlungsmacht zu entwickeln. In den dabei entstehenden Räumen ist Platz für eine Vielfalt politischer Positionierungen, die nur eines gemeinsam haben, dass sie eben neu sind und nicht „hergebracht“.

Weiterhin ist Immigration mit Einschnitten für die sozialen und ökonomischen Strukturen der aufnehmenden und abgebenden Gesellschaft verknüpft. In einer analytisch unterscheidenden Einstellung kann hier gefragt werden: Erstens, was veranlasst die Immigrantin zur Migration? Zweitens, welche Erfahrungen und Handlungen prägen den Akt der Immigration? Und schließlich, welche Prozesse prägen die Erfahrungen der Immigrantin und des Immigranten im sogenannten Aufnahmeland (respektive: sollen die Erfahrungen prägen)?

(Zu 1): Ein klassisches Interesse der Migrationssoziologie richtet sich auf die Frage, warum Menschen ihre Heimat, den Ort, an dem sie leben, verlassen, um sich auf Dauer oder auch nur für eine begrenzte Zeit an einem anderen Ort aufzuhalten. Die Gründe für internationale Wanderungen sind zweifelsohne komplex und unterschiedlich. Es finden sich persönliche, familiäre Gründe, der Wunsch nach neuen Herausforderungen und die Hoffnung auf die ökonomische, soziale und politische Veränderung der Lebenslage. Diese Motive stehen nebeneinander und sind miteinander verquickt. Sassen (1997, S. 107) betont, dass internationale Migrationsbewegungen in „umfassendere soziale, ökonomische und politische Entwicklungen“ eingebettet sind. Und weist darauf hin, dass die meisten Analysen Armut als einen Antriebsfaktor für Emigration bestimmen, dabei jedoch vernachlässigen, dass „viele Länder mit großer Armut keinerlei nennenswerte Emigrationsgeschichte auf[weisen]“ (ebd.).

Innerhalb der Migrationssoziologie liegt eine Reihe von z. T. konkurrierenden Modellen vor, die die Ursachen von Migration bestimmen wollen. Das bekannteste ist das Push-Pull-Modell oder auch das Modell der Kettenmigration. Letzteres konzentriert sich auf die Dimension sozialer Beziehungen. Migration findet demnach vermehrt in Richtung solcher Kontexte statt, in denen bereits emigrierte Verwandte oder Bekannte leben. Das Push-Pull-Modell sucht in den Abwanderungsregionen Abstoßungsfaktoren (etwa fehlende Arbeitsplätze) und in den Aufnahmeregionen Anziehungsfaktoren (etwa vorhandene Arbeitsplätze) als Ursachenfaktoren von Migration zu identifizieren. Welche Aspekte nun aber individuelle Abstoßungs- und Anziehungsfaktoren darstellen, kann nicht generell festgestellt werden. Auch ist es wichtig, dass ökonomische Faktoren wie Unterbeschäftigung und Arbeitslosigkeit als Erklärungsfaktoren nicht ausreichen. „Persönliche Beziehungen zu Verwandten oder Bekannten, die schon gewandert sind, und Informationen über die Zielregion sind wichtige zusätzliche Stimuli“ (Treibel 1999, S. 41), erlebte und/oder befürchtete Gewalt, aber auch historische Routen und Migrationstraditionen, die sich in einigen Gemeinschaften nachweisen lassen, spielen eine Rolle – wie im Übrigen auch die simple Abenteuerlust. Die entscheidende Größe für den Entschluss zur Wanderung sind also weniger „objektive“ Faktoren wie Lohndifferenziale oder Absolutentfernungen, „sondern die Beschaffenheit jener zwischen den Herkunfts- und Ankunftsregionen gespannten Netzwerke als auf Vertrauen und längerfristiger Berechenbarkeit beruhenden sozialen Interaktionsbeziehungen“ (Pries 2001, S. 34). Die „Gründe“ für Migrationen erschließen sich nur bedingt durch Identifikation einzelner „Faktoren“ (z. B. Armut), wenn nicht auch berücksichtigt wird, welche Bedeutung die Subjekte den „Faktoren“ im Rahmen ihrer Lebensgeschichte zusprechen.

Gebräuchlich ist in der Migrationssoziologie die Unterscheidung zwischen der freiwilligen und der erzwungenen Migration. Bei der erzwungenen Migration müssen die drei traditionellen Migrationsgründe Hunger und Armut, Krieg und Verwüstung, ethnische und religiöse Konflikte und Verfolgung um die Zerstörung der Umwelt als viertem Faktor ergänzt werden (Hettlage-Varjas/Hettlage 1995). Die Unterscheidung zwischen „freiwillig“ und „erzwungen“ ist aber problematisch, weil sie jederzeit politisch instrumentalisiert werden kann. Sie ist zudem wenig überzeugend, da die Unterscheidung theoretisch-begrifflich und empirisch oft unklar bleibt, so dass auf die strikte Unterscheidung eher verzichtet werden sollte.

Weil die Gründe zur Emigration überaus vielfältig sein können und auch „gleiche“ Lebenslagen für Subjekte sehr unterschiedliche Bedeutungen aufweisen, spricht vieles

für eine Perspektive, die weniger Kriterien wie Unterschiede im Prokopfeinkommen oder dem Bruttosozialprodukt als Anlass für Emigrationsentscheidungen und Migrationsimpulse betrachtet, sondern in den Vordergrund rückt, dass Menschen aufgrund der Bedeutung, die ihr bisheriges Leben für sie hatte, der Aussicht auf ökonomische und soziale Veränderung und auf Grund der Gelegenheit zur Emigration den Entschluss zum Verlassen ihres Landes fällen.

(Zu 2): Wenn Menschen einen Ort verlassen, um sich an einem anderen Ort niederzulassen, der ihnen wenig oder gar nicht bekannt ist, dann ist dieser Prozess mit signifikanten Erfahrungen verbunden. ArbeitsmigrantInnen, schreiben Hettlage-Varjas und Hettlage (1995, S. 15), „wandern nicht nur zwischen Orten, sondern zwischen verschiedenen Existenzweisen und verändern damit auch ihre Stellung zu sich selbst und zu ihrer Welt.“

Eine adäquate Beschäftigung mit „Migration“ sollte in der Lage sein, potenziell belastende Merkmale der Lebenssituation von MigrantInnen zu identifizieren, ohne damit ihre Erfahrungen und Umgangsweisen auf negative, kulturelle Belastungen einzuschränken. Diese Art der Migrationsforschung hätte zunächst ihren eigenen Beitrag zur Kulturalisierung der Lebenssituation von Immigrantinnen zu reflektieren. Denn Belastungsreaktionen von ImmigrantInnen sind nicht einseitig kulturellen Reibungen zuzuschreiben (wie im sogenannten Kulturschock). Viel eher können diese Belastungen vor dem Hintergrund sozialer Benachteiligung etwa aufgrund von Statusverlust verstanden werden. Die 29jährige Frau, die in Polen Architektur studiert hat und ihre Lebenssituation seit drei Jahren mit Reinigungsjobs in Österreich finanziert, mag Belastungen erleben. Dass diese Belastungen in erster Linie auf einen „Kulturschock“ zurück zu führen sind, ist aber unwahrscheinlich. Wenn die Schock-Metapher hier einen Sinn macht, dann viel eher als „Statuschock“ (etwa Lutz 2002).

(Zu 3): Bezogen auf die Frage, welche Erfahrungen ImmigrantInnen im sogenannten Aufnahmeland machen, ist zunächst bedeutsam, dass die sozialwissenschaftlichen Antworten auf diese Frage nicht allein auf der analytisch-deskriptiven Ebene angesiedelt und rezipiert werden, sondern immer auch normativ-präskriptive Bedeutung haben. Weil Migration ein gesamtgesellschaftlich bedeutsames und umkämpftes Thema ist, das die grundlegende Frage, wer wir sind und wer wir sein wollen berührt, werden die Beiträge der Migrationsforschung immer auch von einer politischen Öffentlichkeit aufgegriffen, diskutiert, be- und verwertet. Migrationsforschung beteiligt sich aber auch explizit an den öffentlichen Debatten, versteht ihre Beiträge gar als sozialpolitische Orientierungsangebote. Dies galt in jedem Fall für die klassischen assimilationstheoretischen Ansätze

der sogenannten Chicago School zu Beginn des 20. Jahrhunderts, die von den Wissenschaftlern Robert Ezra Park und William Isaac Thomas begründet wurde. Die Chicago School untersuchte in einer dezidiert empirischen Einstellung die mit dem enormen Bevölkerungswachstums Chicagos - von 30.000 im Jahr 1850 wuchs die Stadt auf 3.337.000 Einwohner im Jahr 1920 an - einhergehenden sozialen und ökonomischen Konflikte (vgl. Treibel 1999, S. 84ff.).

Ein wichtiges, soziologische Analyse mit politischer Programmatik verbindendes Ergebnis dieser Arbeiten ist der „race-relation-cycle“. Dieses möglicherweise bekannteste Modell der Migrationssoziologie hat die weitere soziologische und sozialwissenschaftliche Diskussion bedeutsam beeinflusst. Der „race-relation-cycle“ von Park (1950, zit. nach Treibel 1999, S. 91) versteht den Eingliederungsprozess der ImmigrantInnen als stufenweisen Prozess, der vier Phasen durchläuft: erstens Kontakt, zweitens Wettbewerb um Positionen in der ökonomischen Hierarchie und Konflikte um den Status innerhalb der sozialen Ordnung, drittens Akkommodation als zunächst äußerlicher Anpassungsprozess der ImmigrantInnen auf struktureller Ebene und viertens kulturelle Angleichung der Immigranten/in an die Aufnahmegesellschaft, die letztlich zu einer Identifikation mit dieser führt.

Dieses klassische Assimilationskonzept ist vielfachen Differenzierungen und Revisionen unterzogen worden (vgl. Heckmann 1992, S. 162ff.; Treibel 1999, S. 83ff.). Als Konsens kann gelten, dass Parks These der Unvermeidlichkeit der vollständigen Angleichung angesichts der empirischen Erfahrungen mit Einwanderung nicht zutreffend ist. Gleichwohl ist der Assimilationsbegriff nach wie vor – etwa als Implikation im diffusen alltagspolitischen Integrationsbegriff – normativ wirksam. Er wird weiterhin benutzt, um in einer einseitigen Einstellung die Angleichung des Immigranten/in an die Mehrheitsgesellschaft zu fordern.

#### Wissenschaftstheoretische Kritik des Assimilationismus

Solange MigrantInnen sich ökonomisch-strukturell, sozial-kulturell und schließlich identitätsbezogen nicht an die in einer Migrationsgesellschaft bestehenden Strukturen angleichen, solange sie nicht die in einem nationalen Kontext bedeutsamen linguale und sozial-kulturellen Ressourcen

erwerben, bleiben ihnen prestigehohe soziale Statuspositionen verwehrt – so eine in der neueren deutschsprachigen Migrationsdebatte einflussreich formulierte Position (vgl. Esser 2004), die neo-assimilationistisch genannt werden kann (vgl. Brubaker 2001).

Diese Position soll hier kritisiert werden.

Denn, wenn es darum geht, Zugehörigkeiten zu begrenzen, bleibt interessanter Weise gerade das, was als Kennzeichen moderner Gesellschaft ausgegeben wird, nämlich dynamisch und selbstreflexiv zu sein, ausgeblendet. Indem von in der Migrationsgesellschaft als Andere Geltenden gefordert wird, sozialen und kulturellen Standards zu entsprechen, versichert man sich zugleich der Fortschrittlichkeit dieser Standards und ihrer fraglosen Geltung. Diskontinuitäten und Friktionen einer sich in ihre eigenen Widersprüche verstrickenden Gesellschaft geraten auf diese Weise aus dem Blick und müssen in der Debatte unbenannt bleiben. Genau dieses Verdecken innerer Widersprüche ist in der Kritischen Theorie als ein Grundproblem jeder begrifflichen Erfassung von Wirklichkeit und des Denkens überhaupt bearbeitet worden und hat einen dauernden Zweifel über die Gültigkeit der eigenen Erkenntnismethoden und Begriffe in der Theoriebildung verankert. „Denken heißt identifizieren“ (Adorno 1994, S. 17), und genau dies wird dem kritischen Theoretiker zum Problem. Dieses Zweifeln an jeder identifikatorischen Besetzung kann der Auseinandersetzung um die Sichtweisen und Untersuchungsperspektiven auf Migration ein Moment der Verunsicherung und Infragestellung hinzufügen, das in aktuellen Debatten, die getragen werden vom hegemonialen Kriterium des Nutzens, immer mehr abhanden gekommen ist. Die Irritation verschiebt die Aufmerksamkeit von der Problematisierung der Anderen auf die Prozesse des Identifizierens selbst, auf die darin wirksam werdenden Identitätszwänge und Totalisierungstendenzen.

„Es gibt“, so Hartmut Esser vor dem Hintergrund empirischer Daten, die die Teilhabemöglichkeiten an gesellschaftlich relevanten Dimensionen in der Migrationsgesellschaft beleuchten, „(mindestens) zur strukturellen Assimilation der Migranten, speziell im Bildungsbereich und auf den primären Arbeitsmärkten keine sinnvolle Alternative“ (Esser

2004, S. 44f.). Da, so könnte die Argumentationsfigur von Esser wiedergegeben werden, die Struktur gesellschaftlicher Wirklichkeit Assimilation erfordere, da es etwa zum Erfolg im Bildungsbereich unentbehrlich sei, die dominante Sprache und den ihr zugeordneten dominanten Habitus zu erwerben, sei Assimilation unabdingbar.

Von der (selektiven) Interpretation „empirischer Daten“ stellt die assimilationistische Argumentation auf Aussagen darüber um, was sinnvoll und weniger sinnvoll ist, wechselt also auf eine normative Ebene, indem implizit behauptet wird, dass Assimilation (als politisches Prinzip und Motiv von Lebensführungsprojekten) sinnvoll sei. Nicht das normative Moment als solches ist hier problematisch; jedoch der Umstand, dass die normative Dimension nicht reflektiert und zweitens die implizit normative Empfehlung allein „empirisch“ begründet wird. Der migrationswissenschaftliche Empirismus bestätigt im Hinweis auf „empirische Erfordernisse“ diese Erfordernisse. Wer nur mit „dem (empirisch) Gegebenen“ argumentiert, wird zum Sprachrohr des Gegebenen. Strukturelle Anforderungen des Arbeitsmarktes, des Wohnungsmarktes, der Bildungsinstitutionen, der Gesundheits- und Pflegesysteme, die nicht nur, aber auch gegenüber in einer Migrationsgesellschaft als Andere geltenden Personen im Sinne von Anordnungen und von Zwängen wirken, werden dadurch bejaht. Genau diese empiristisch sich selbst bestätigende Wissensbildung kann man mit Adorno (1977) als Ideologie verstehen, da sie die Reflexion auf den Zusammenhang von Erkenntnis und Gegenstand ausspart.

Es ist ein Verdienst der „klassischen“ migrationssoziologischen Ansätze, herausgearbeitet zu haben, dass gelingende Eingliederung von ImmigrantInnen idealer Weise in erster Linie auf der sozialstrukturellen Ebene (Zugänglichkeit vertikaler Statuslinien in der Mehrheitsgesellschaft) und der kulturellen (Akkulturation) Ebene stattfindet. Allerdings verbinden sich etliche Probleme mit den assimilativen Eingliederungsansätzen:

- Es handelt sich hier um idealtypische Modelle, die nur begrenzten Erklärungswert für die Komplexität empirischer Migrationsphänomene besitzen.
- „Assimilation“, ob als Forderung oder als Beschreibung eines unvermeidlichen Prozesses, bestätigt Dominanzstrukturen, die den Einwanderern einen hohen Aufwand disziplinierender Transformation abverlangen.
- Assimilationsansätze sind einwertige Ansätze, die Phänomene der Vermischung und Mehrfachzugehörigkeit nicht thematisieren. Gerade solche Phänomene aber spielen in heutigen Migrationsgesellschaften eine große Rolle.

- Assimilationsansätze gehen nicht systematisch auf die rassistische Struktur von Aufnahmegesellschaften ein. Dadurch verkennen diese Ansätze, dass vollständige Eingliederung unter Bedingungen des Rassismus nur für bestimmte MigrantInnen möglich ist.

## 2.2 Multikulturelle Gesellschaft

Die Perspektive „Immigration“ macht letztlich ein Entwicklungsproblem deutlich. In (assimilativen) Eingliederungskonzepten wird gewissermaßen die Frage beantwortet, in welche Richtung die Immigrantin beeinflusst werden muss, so dass sie sich schrittweise zu einem vollständig eingegliederten Mitglied der Aufnahmegesellschaft entwickelt. Die Perspektive „multikulturelle Gesellschaft“ hingegen ist in erster Linie keine Entwicklungsperspektive: die Gruppen einer „multikulturellen Gesellschaft sind „einfach da“. Unter der Perspektive „multikulturelle Gesellschaft“ kommt die Gegebenheit unterschiedlicher kultureller und ethnischer Gruppen und in besonderer Weise die Existenz von Minderheiten in den Blick. Der Begriff Minderheit oder Minorität findet im Zusammenhang des Themas Migration zumeist im Sinne von ethnischer Minderheit Verwendung.

Für Eckhardt Dittrich und Frank-Olaf Radtke (1990) besitzt Ethnizität defensive Kompensationsfunktionen. Die Zuflucht zur Ethnie, so die Autoren, trägt regressive Züge, wodurch ihre Vergemeinschaftungssymbole affektiv aufgeladen und irrationalisiert werden. Ethnizität ist nicht auf rationale Interessenvertretung zu reduzieren. „Ihre diffus-emotionale Verankerung ist die Bedingung ihrer instrumentellen Wirksamkeit, aber auch die Ursache ihrer irrationalen Entgleisung, die einmal als ethnisch definierte Konflikte immer wieder bis zu ihrer Unlösbarkeit eskalieren läßt“ (Dittrich/Radtke1990; S. 26).

Stuart Hall hingegen spricht von der Notwendigkeit der Aneignung des Ethnizitätsbegriffs. In Bezug auf Erfahrungen des schwarzen Subjekts führt er aus (1994, S. 21f.): „Wenn das schwarze Subjekt und die schwarze Erfahrung nicht durch die Natur oder andere wesenhafte Garantien stabilisiert werden, dann müssen sie historisch, kulturell und politisch konstruiert sein - der Begriff, der dies bezeichnet, ist der der `Ethnizität`. Dieser Begriff erkennt den Stellenwert von Geschichte, Sprache und Kultur für die Konstruktion von Subjektivität und Identität an, sowie die Tatsache, daß jeder Diskurs plaziert, positioniert und situativ ist und jedes Wissen in einem Kontext steht.“ Ethnizität - so wie Hall den Begriff versteht - basiert auf Verschiedenheit und Differenz, ohne diese zu

naturalisieren oder zu biologisieren. Mit dieser Kennzeichnung versucht Hall den Begriff der Ethnizität von seinen Äquivalenzen mit Nationalismus, Imperialismus, Rassismus und dem Staat zu entkoppeln. Dieses Verständnis von „Neuen Ethnizitäten“ wäre, wie Hall allgemein ausführt (1994, S. 23; Hervorhebung: PM, MCV), nicht dazu verurteilt, „nur durch Marginalisierung, Verdrängung und das Vergessen anderer Ethnizitäten zu überleben“.

Der Begriff der ethnischen Minderheit findet im öffentlichen Diskurs für die Bezeichnung sehr unterschiedlicher Gruppen Verwendung. Gemeinsam ist diesen Gruppen, dass sie Diskriminierungen und Vorurteile erfahren, dass dadurch „Anderssein“ zu einer relevanten Dimension wird und auch, dass der jeweiligen Gruppe ihr Minderheitenstatus bewusst ist (Heckmann 1992, S. 59). Nach Friedrich Heckmann (ebd.) können drei Minderheitentypen unterschieden werden: nationale und regionale Minderheiten als „alt-ingesessene“ Minoritäten; durch Siedlungs- oder Arbeitsmigration entstehende Einwanderer-minderheiten; kolonisierte und postkoloniale neue nationale Minderheiten.

Das Schlagwort „multikulturelle Gesellschaft“ und seine Karriere, die Debatten, die um Vor- und Nachteile seiner Verwendbarkeit insbesondere in den 1990er Jahren geführt wurden, müssen als Symptome dessen gewertet werden, dass gesellschaftlich eine Auseinandersetzung um die Frage stattfand, wie mit der durch die (Nicht-)Migrationspolitik und durch weltweite Migrationsbewegungen geschaffenen Situation kultureller und ethnischer Pluralität gesellschaftlich, politisch, aber nicht zuletzt auch pädagogisch umzugehen sei. Normativer Ausgangspunkt der Debatte war dabei in deutlicher Abgrenzung von Assimilationsansätzen die Bejahung der Vielfalt kultureller Lebensformen und Identitäten. Geht es dem Assimilationismus um die Auflösung von Differenz in einem Modell, das den Vorrang der Lebensform der Nicht-MigrantInnen bestätigt, so macht der Multikulturalismus eine andere Perspektive stark, nämlich die Anerkennung von kulturellen Identitäten, auch und gerade der eingewanderten Minderheiten.

Die Forderung nach Sensibilität für kulturelle Differenzen, die Position, dass es wichtig sei, unterschiedliche kulturelle Identitäten in der pädagogischen Arbeit zu respektieren, ist eine der wichtigsten Spuren, die der Multikulturalismus in der Interkulturellen Pädagogik hinterlassen hat. Minderheiten sind in ihrer kulturellen Besonderheit existent und ihre gesellschaftliche Existenz soll und kann durch assimilative Prozeduren nicht rückgängig gemacht werden. Es ist nicht zuletzt auch das Verdienst der Debatte um die multikulturelle Gesellschaft, diese differenzsensible und differenzachtende Position bekannt gemacht zu haben.

Unter dem Blickwinkel kulturelle Differenz/Identität leistete diese Perspektive einen nicht unwesentlichen Beitrag zu dem Bewusstsein, dass die Anerkennung ethnisch-kultureller Minderheiten als selbstverständliche Teile der Gesellschaft ein wichtiges Gut sei.

Nach einer ersten Euphorie, im Zuge derer der Ausdruck „multikulturelle Gesellschaft“ eher naiv benutzt werden konnte, sind aber schnell etliche Probleme benannt worden, die sich mit dem Begriff verbinden. Die „Kosten“ der differenzachtenden Leistung können in zwei Punkten zusammengefasst werden. Mit dem Fokus auf „Kultur“ und „Identität“ wird der/die Minderheitenangehörige erstens zu jemandem, dessen „Wesen“ kulturell bestimmt ist. Es findet eine Essentialisierung von kultureller Identität statt, die verschiedene Aspekte verkennt: die Heterogenität von Gruppen; den Umstand, dass Gruppen erst durch die Vorstellung, dass es diese Gruppen gebe, erschaffen werden; die Spielräume von Menschen, sich von Zugehörigkeiten abzusetzen; die „multidimensionale“ Beschaffenheit des gesellschaftlichen Raumes (etwa: race, class, gender), in dem sich Einzelne verorten und in dem sie verortet werden. Zum zweiten tendiert die Identifikation des Minderheitenangehörigen im Multikulturalismus zu einer kulturalistischen Verhüllung von strukturell bedingter Benachteiligung.

### 2.3 Transmigration

Wenn im klassischen Modell der Immigration die Erfahrung des Wechsels von Existenzformen kennzeichnend ist, dann ist die zentrale Erfahrung im Zusammenhang von Transmigrationsprozessen, dass der Wechsel selbst, das Pendeln, das faktisch-imaginative Bewegen zwischen Zugehörigkeitskontexten zur Existenzform geworden ist.

Der in diesem Zusammenhang eingeführte Ausdruck „transnational“ verweist darauf, dass im Zuge von Migrationsprozessen soziale und subjektive Realitäten – transnationale Räume – entstehen und erzeugt werden, die sich von traditionellen nationalen Lebenskontexten unterscheiden. Die Idee der transnationalen Räume gibt empirische Vorkommnisse wieder, sie macht aber auch – so sei sie hier verstanden – eine spezifische Perspektive auf Migrationsphänomene stark, die sich von Phänomenen der Unilinearität in den Vordergrund rückenden „klassischen“ Migrationsansätzen absetzt. Anders als der Assimilationsansatz geht die transnationale Perspektive nicht davon aus, dass auf Grund von Migration die Bedeutung „der anderen“ Zugehörigkeit blasser werden soll/oder notwendig blasser wird.

Das transnationale Paradigma betont die (Möglichkeit der) Gleichzeitigkeit von Verbundenheiten zu mehreren national-kulturellen Kontexten, in der neue, transnationale Räume entstehen. Das Entstehen solcher Räume wird von legalen Bestimmungen, die das Überschreiten von nationalen Grenzen einfacher ermöglichen (z.B. durch die Bestimmung der EU) und durch neue Kommunikationsmedien und Verkehrsmöglichkeiten, schließlich aber auch durch die Gewöhnlichkeit des Migrierens erleichtert.

Die vor dem Hintergrund globaler Wanderungsstrukturen aufgrund der Lebenspraxis der MigrantInnen entstandenen transnationalen sozialen Räume sind alltagsweltliche Lebensrealitäten, die nach Ludger Pries (1997, 2008) auf vier Dimensionen untersucht werden können: politisch-legaler Rahmen, materiale Infrastruktur, soziale Strukturen und Institutionen sowie Identitäten und Lebensprojekte. Das symbolische und faktische Pendeln beispielsweise zwischen Österreich und Italien, das für die Migrationsbewegungen zwischen beiden Ländern charakteristisch ist, wird von einem Reise- und Grenzverkehr erleichternden politischen Rahmen ermöglicht. Damit diese Pendelmigration stattfindet, muss eine diese ermöglichende Infrastruktur, müssen insbesondere Verkehrsverbindungen bestehen. Soziale und kommunikative Strukturen wie das Internet, der Austausch von Videokassetten, CDs und schließlich Grenzen überspannende Projekte, seien diese ökonomischer oder sozialer, öffentlicher oder privater Art, sind weitere Dimensionen transnationaler Räume.

Kannte die traditionelle Migrationsforschung lediglich „ImmigrantInnen“, die sich assimilieren (sollen), ‚GastarbeiterInnen‘, die nur zeitlich begrenzt im Ankunftsland leben und arbeiten und ‚Diaspora-MigrantInnen‘, die im Einwanderungsland ethnische Minderheiten bilden, so stellt die/der „Transmigrant/in“ einen neuen Migrationstyp dar, der, auch ermöglicht durch verbesserte Transport- und Kommunikationsbedingungen in der letzten Dekade des vergangenen Jahrhunderts vermehrt auftaucht. Transmigrationen sind gekennzeichnet durch Pendelwanderungen. Ihr „Lebenshorizont- und Erwerbsverlauf [ist] auf Dauer pluri-lokal innerhalb eines neuen, offenen, hybriden und in gewisser Hinsicht kosmopolitanen Transnationalen Sozialen Raum[es] auf[ge]spannt“ (Pries 1997, S. 141).

Nina Glick Schiller, Linda Basch und Cristina Szanton Blanc wird das Konzept der transnationalen Migration zugeschrieben. Sie haben damit unter anderem versucht, die in den klassischen Migrationstheorien vorherrschenden dualistischen Modelle, die von Ein- und Auswanderung sprechen und dafür „push“- und „pull“-Faktoren verantwortlich machen, (s. o.) zu überwinden. Vielmehr betrachten sie die Tatsache, dass Migration

nicht selten mehrere Nationalstaaten überspannt und MigrantInnen mit den unterschiedlichen Räumen in Interaktion stehen und sich auch mehrfach identifizieren. Unter der Perspektive des Transnationalismus-Konzepts wird deutlich, dass in transnationalen Räumen natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeiten weniger klar, eindeutig und singulär sind, sondern Formen der Ambiguität und Gleichzeitigkeit der Differenz finden. Das Konzept – um es abstrakt und allgemein zu formulieren – verteilt Differenz nicht in unterschiedlichen Zeiten und Räumen, sondern ermöglicht Differenz an einem Raum und zu einer Zeit zu erkennen. Damit ist ein analytisch neuer Rahmen zum Verständnis von Migration eröffnet, der sich deutlich absetzt von Migrationsperspektiven, die immer das nationalstaatliche Containermodell (Pries 1997) aufrufen, in dem Nationalstaaten als Behälter gedacht und untersucht werden.

Zudem werden MigrantInnen in der transnationalen Perspektive eher als Subjekte verstanden, die nicht schlicht Spielbälle ökonomischer, politischer und rechtlicher Faktoren sind, sondern Migrationsprozesse aktiv mitbestimmen und in diesem Prozess ihre Identitäten und Zugehörigkeiten mit herstellen; nicht selten allerdings unter prekären Verhältnissen. Den Autorinnen zufolge ist das Überschreiten von symbolischen Grenzen dauerhaft im Alltagsleben, in den Aktivitäten und sozialen Beziehungen von MigrantInnen verankert. Diese „bewegen sich, global wie national, in einem Geflecht hegemonialer Zusammenhänge, die sich auf ihr Bewusstsein auswirken. Zur gleichen Zeit aber geben TransmigrantInnen durch ihre Interaktionen und ihren Widerstand diesen Bedingungen von sich aus neue Formen“ (Glick Schiller, Basch & Szanton Blanc 1992, S. 86).

Die Existenz transnationaler Räume und hybrider Identitäten dokumentiert in gewisser Weise, dass plurale Identitätsformen und Mehrfachzugehörigkeiten unter Bedingungen einer weltumfassenden, die Welt verdichtenden „Schrumpfung“ von Zeit und Raum durchaus ein „Normalfall“ sein kann und zunehmend eingenommen wird und auch eingenommen werden muss (vgl. etwa Hall 1994). Der Fall der Mehrfachzugehörigkeit stellt hierbei eine ernste Herausforderung für nationalstaatliche Gesellschaften und ihre Bildungsinstitutionen dar, vor allem jene Institutionen, die Mühe haben, sich von ihrem nationalen Selbstverständnis zu lösen.

Da in den Alltagspraxen der Migrationsgesellschaft und ihren pädagogischen Orten lebensweltliche Mehrfachzugehörigkeit eine bedeutsame Art und Weise der Selbstpräsentation, der Beziehungsgestaltung und des Weltbezugs, also einen wichtigen Modus der

Bildung und damit der Grundlage von Handlungsfähigkeit darstellt, gewinnt eine Mehrfachzugehörigkeiten sichtbar machende, thematisierende und anerkennende Perspektive an pädagogischem Sinn und Stärke (vgl. Mecheril u.a. 2010; Kap. 7 und Kap. 8).

Hybridität und Mehrfachzugehörigkeiten gehen allerdings mit einigen Problemen einher, die ein unbedachtes Feiern von Hybridität (wie es auf dem Markt der sich vor allem an ein junges Publikum richtenden Journale, Videoclips und Websites geschieht) nicht angeraten erscheinen lassen (vgl. Ha 2005; Mecheril 2009). Hybridität schließt immer an bekannte Muster der Unterscheidungen an und wiederholt diese in einer maskierten Variante.

Anders als die in Videoclips inszenierte Hybridität stellen für nicht wenige Migrationsandere natio-kulturelle Mehrfachverbundenheiten weiterhin nicht schlicht die glückliche Synthese zweier Möglichkeitsräume dar. Vielmehr muss Mehrfachzugehörigkeit auch mit Blick auf politische und kulturelle Zwänge verstanden werden.

## Literatur

- Adorno, Theodor W. (1977): Zu Subjekt und Objekt, in: Adorno, Theodor W.: Gesammelte Schriften 10.2: Stichworte. Kritische Modelle 2, Hg. von Rolf Tiedemann, Frankfurt/M.
- Adorno, Theodor W. (1994). Negative Dialektik, Frankfurt/M.
- Anderson, Benedict (1998): Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts. Berlin: Ullstein.
- Apitzsch, Ursula (1999): Traditionsbildung im Zusammenhang gesellschaftlicher Migrations- und Umbruchsprozesse. In: Apitzsch, Ursula (Hg.): Migration und Traditionsbildung. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 7–20.
- Beck, Ulrich (2005): Europäisierung . Soziologie für das 21. Jahrhundert. Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung. [http://www.bpb.de/popup/popup\\_druckversion.html?guid=T13BF4](http://www.bpb.de/popup/popup_druckversion.html?guid=T13BF4) (Recherchedatum 29.08.2009).
- Bendel, Petra/Haase Marianne (2008): Warum überhaupt Europa? Bundeszentrale für politische Bildung. [www.bpb.de](http://www.bpb.de) (Recherchedatum 19.07.2009).
- Brubaker, Rogers (1994): Staats-Bürger. Deutschland und Frankreich im historischen Vergleich. Hamburg: Junius.
- Castro Varela, Maria do Mar (2007): Unzeitgemäße Utopien. Migrantinnen zwischen Selbsterfindung und gelehrter Hoffnung. Bielefeld: transcript.

- Dittrich, Eckhard/Radtke, Frank.-Olaf (1990): Der Beitrag der Wissenschaften zur Konstruktion ethnischer Minderheiten. In: Dittrich, Eckhard/Radtke, Frank-Olaf (Hg.). Ethnizität. Wissenschaften und Minderheiten. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 11–40.
- Esser, Hartmut (2004): Welche Alternativen zur „Assimilation“ gibt es eigentlich? In: Bade, Klaus/Bommes, Michael (Hg.): Migration-Integration-Bildung. Grundfragen und Problembereiche. Osnabrück, S. 41–59.
- Flam, Helena (2007): MigrantInnen in Deutschland: Statistiken – Fakten – Diskurse. Konstanz: UVK.
- Freytag, Tatjana (2008): Der unternommene Mensch. Eindimensionalisierungsprozesse in der gegenwärtigen Gesellschaft. Weilerswist: Velbrück.
- Glick Schiller, Nina./Basch, Lina/Blanc-Szanton, Cristina (1997): Transnationalismus: Ein neuer analytischer Rahmen zum Verständnis von Migration. In: Kleger, Heinz (Hg.): Transnationale Staatsbürgerschaft. Frankfurt a. M.: Campus, S. 81–107.
- Ha, Kien Nghi (2005): Der Hype um Hybridität. Kultureller Differenzkonsum und postmoderne Verwertungstechniken im Spätkapitalismus. Bielefeld: transcript.
- Hall, Stuart (1994): Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2, Hamburg: Argument.
- Heckmann, Friedrich (1992): Ethnische Minderheiten, Volk und Nation. Soziologie inter-ethnischer Beziehungen. Stuttgart: Enke.
- Hettlage-Varjas, Andrea/Hettlage, Robert (1995): Übergangside ntitäten im Migrationsprozeß. Zeitschrift für Frauenforschung, 13/3, 13–26.
- Hoffmann-Nowotny, Hans.-Joachim (1973): Soziologie des Fremdarbeiterproblems. Stuttgart: Enke.
- Lutz, Helma (2001): Unterschiedlich verschieden: Differenz in der Erziehungswissenschaft. Opladen: Leske & Budrich.
- Mecheril, Paul (2009): Politik der Unreinheit. Über die Anerkennung von Hybridität. Wien: Passagen.
- Mecheril, Paul/Castro Varela, Maria do Mar/Dirim, İnci/Kalpaka, Annita/Melter, Claus (2010). BACHELOR | MASTER: Migrationspädagogik. Beltz: Weinheim.
- Motte, Jan./Ohliger, Rainer. (Hg.) (2004): Geschichte und Gedächtnis in der Einwanderungsgesellschaft. Migration zwischen historischer Rekonstruktion und Erinnerungspolitik. Essen: Klartext.
- Pries, Ludger. (1997) Transnationale Soziale Räume. Theoretisch-empirische Skizze am Beispiel der Arbeitswanderungen Mexico-USA. Zeitschrift für Soziologie 25, 6, S. 456–472.
- Pries, Ludger. (2001) Internationale Migration. Bielefeld: transcript.
- Pries, Ludger. (2008) Die Transnationalisierung der sozialen Welt. Sozialräume jenseits von Nationalgesellschaften. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Rommelspacher, Birgit (2002): Anerkennung und Ausgrenzung. Deutschland als multikulturelle Gesellschaft. Frankfurt a. M.: Campus.

- Sassen, Saskia (1996): MigrantInnen, Siedler, Flüchtlinge. Von der Massenauswanderung zur Festung Europa. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Sassen, Saskia (1997): Die Immigration überdenken: Eine internationale Perspektive, In: Peter Weibel/Slavoj Zizek (Hg.): Inklusion : Exklusion. Probleme des Postkolonialismus und der globalen Migration. Wien: Passagen, S. 107-116.
- Treibel, Annette (1999): Migration in modernen Gesellschaften. Soziale Folgen von Einwanderung und Gastarbeit. Weinheim: Juventa.